Werk

Titel: Rag time

Autor: Kühl, Gustav

Ort: Berlin ; Leipzig

Jahr: 1902

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?84623971X_001_04_4|LOG_0060

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

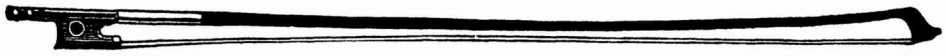
RAG TIME

von

Dr. Gustav Kühl
New-York

Es war auf der kleinen Insel Jekyl an der Küste von Georgia, einer Art amerikanischen Rivieraplatzes, wo ich zuerst den berühmten — oder soll ich sagen berüchtigten — „Fetzen-Rhythmus“ der amerikanischen Volksmusik kennen lernte. Die Dienstbotenschaft des Klubs und der Villen veranstaltete in einem Nebengebäude des Klubhauses einen Maskenball und die Herrschaften waren als Zuschauer geladen. Das Fest war in vollem Gange, als ich kam. Schon draussen im Korridor vernahm ich durch den leisen und unbestimmten Lärm der Lustbarkeit hindurch das schreckhafte, hackbrettmässige Geklapper einer exotischen Tanzmusik. Langsam bahnte ich mir den Weg durch die Masse von Negern und Negerinnen, die mit langen Hälsen dastehend den Eingang versperrten und den vordersten Teil des Saales anfüllten. So weit, als bescheidene Thürsteher, waren die Farbigen geduldet auf diesem Bedientenball; mehr erwarteten sie auch nicht: der Schwarze ist seit vierzig Jahren wohl politisch frei, auch sozial, aber nicht gesellschaftlich. Die Kluft zwischen den Rassen ist trotz vielfacher Vermischung breiter als die zwischen Reich und Arm, wie denn die Lokalzüge im ganzen Süden der Union einen besonderen Wagen für die Neger führen, und sich auf den Bahnhöfen stets neben dem allgemeinen Wartezimmer ein „coloured waiting room“ befindet.

Als ich das Freie des Festraumes erreichte, in dem die kostümierten Paare sich drehten, sollte ich mich nach rechts wenden, wo in zwei Reihen an der Wand entlang die Herrschaften in evening dresses sassen. Allein meine Sinne waren wider Willen gefesselt durch die Musik, die unmittelbar zu meiner Linken von einer Bande Teufeln ausgeübt zu werden schien. Ich begriff nicht, wie irgend ein Mensch zu diesem regellosen und betäubenden Geklimper einen einzigen Tanzschritt thun könne; ich begriff noch weniger, wie diese komplizierte Unmusik zustande gebracht wurde. Dabei waren es, als ich genauer zusah, nur zwei Mann, die den verzwackten Lärm zu wege brachten. Vor einem Gott sei Dank abgespielten Flügel präsen-



tierte sich die Rückseite eines kräftigen, kurzgeschorenen Negers, mit blendend weissem Stehkragen, der ihm bis unter die Ohren reichte; aus dem Schultergelenk paukte dieser Kerl in Sechzehnteln auf die Tasten nieder mit einer Leichtigkeit, die mancher seinem Handgelenk wünschen dürfte. Er allein machte eigentlich die ganze Musik, denn der neben ihm stehende Kontrabass — einen Wirbel leer, die mittlere der drei Saiten mitten über den Steg gespannt — diente lediglich dazu, den Bass zu unterstreichen. Das war alles, und ich zog es nun doch vor, mich ein wenig weiter von dem Orchester zu entfernen und von dem mir zukommenden Platze aus dem Tanze zuzusehen.

Es war allerliebst. Da waren nördliche und südliche Brüder Jonathan, Chinesen, Indianer, Spanier, Schweizer; da war ein Schiffbrüchiger, der sich ich weiss nicht wie viele Bretter und Taue umgethan hatte, da war eine Krankenschwester mit der kreuzgeschmückten Binde um den Arm, lauter saubere und vollkommen durchgeführte Kostüme. Immer wieder macht man doch die Beobachtung, wie unendlich geschickt und phantasievoll das gewöhnliche Volk ist. Ich erledigte die Begrüssung meiner Nachbarinnen so schnell wie möglich und liess dann nach Herzenslust die Augen den maskierten Paaren folgen, den wechselnden Stellungen ihrer Füsse, dem Wiegen und Wenden der Leiber, der gebogenen Haltung der Arme . . . hier ein Paar, das besonders fesselt, es verliert sich behend in dem kreisenden Geflimmer, man sucht es, währenddem leuchtet irgendwo ein weisser Hals und die Linie eines Kinns unter der Maske auf, nun folgt man dem neuen Bilde, bis auch das wieder entschwindet . . . und so drehn sich die Sinne, tanzen und taumeln, und nur die Lampen und Guirlanden oben zwischen den Deckbalken scheinen ihren Platz zu behaupten in dem allgemeinen Rundum.

Plötzlich machte ich die Entdeckung, dass meine Beine sich in einem Zustande der höchsten Aufregung befanden. Sie zuckten wie von elektrischen Schlägen berührt, und zeigten eine gefährliche Lust mich in die Höhe zu schnellen. Der Rhythmus, der mir so unbegreiflich schien, ward dennoch in mir lebendig. Es war nicht jenes Gefühl der Leichtigkeit in den Fussgelenken und Zehen, das wohl durch einen Straussischen Walzer verursacht wird, nein viel energischer, gegenständlicher, eigenkräftiger: wie wenn man einen scheuenden Gaul unter sich hat, der absolut nicht zur Raison kommen will. Natürlich trug in dieser Umgebung — rechts und links eine juwelengeschmückte Millionenerbin, die hin und wieder in dem schleppenden südlichen Dialekte ein paar Worte an mich richtete — meine wohlgefütterte Selbstzucht den Sieg davon über die anarchischen Triebe der Springmuskeln. Aber die Wirkung hielt an. Das rastlose Durcheinander von betonten falschen Taktteilen und bockigen Synkopen suggeriert dem Körper unwiderstehlich einen rhythmischen Zwang, noch ehe die Ohren

die Taktwerte klar zu unterscheiden vermögen. Manchmal war es wirklich erst der letzte Takt eines Satzes, der mit einem scharf geschlagenen

mich sehen liess, wo und wie.

Zweifellos ist das „Rag Time“ eine Schöpfung des Negerblutes. Es lebt in ihm der Rhythmus jener Klapper- und Trommelinstrumente fort, der in der afrikanischen Urheimat Männer und Weiber zu ihren rituellen Tänzen begeistert; zum mindesten ist dieser noch heute wirksam in dem Händeklatschen, das den amerikanischen Negerkindern das Einüben ihres Schuhplattlers, des Clog Dance, erleichtert. Den Einflüssen der Civilisation in der neuen Welt wirkte ja durch mehr als zwei Jahrhunderte die fortgesetzte Einfuhr neuer Sklaven entgegen: 1619 hat das erste holländische Sklavenschiff im Jamesflusse (Virginia) Anker geworfen; 1808 wurde der Sklavenhandel zwar verboten, aber nicht unterdrückt; erst 1860 ist der letzte Sklavenschmuggler, die „Wanderer“, eben als sie auf Jekyl Island ihre Ware absetzte, mit Beschlag belegt. Selbstverständlich hat sich der alte Rhythmus mit der Zeit ebensogut verändert wie die Melodieen, die Instrumente, das ganze Leben der Schwarzen. Es existiert sogar die Meinung, das Rag Time sei aus den Czardas der Zigeuner, aus der spanischen Sarabande, der cubanischen Habanera hervorgegangen, im Gesange auch durch den als „Scotch snap“ bekannten Vorschlag in den schottischen Volksliedern beeinflusst. Allein solche Parallelen können sich nur auf schriftlich fixierte Ragtime-Kompositionen, vor allem auf die als „raggers“ bezeichneten jüngsten Gassenhauer beziehen, wie „A Hot Time“ und andere Scheusslichkeiten. Das Rag Time des Südens thut seine Ursprünglichkeit und Wildheit durch die fascinierende Wirkung genugsam kund.

Jetzt ist es über ganz Nordamerika verbreitet. Der Farbige, der in den Städten, wenn nicht Hausknecht oder Kutscher, dann Musikant ist, hat seine Gesänge und seinen Rhythmus überallhin verschleppt, wie die Ratte die Trichinen. Gewöhnlich spielt er nicht das Klavier, sondern irgend eine Mandolinenart, vorzüglich das Banjo, das langgestreckte fünfsaitige Zupfinstrument, dessen runder Resonanzkasten mit Kalbfell bespannt ist wie eine Handtrommel. Das Banjo ist dem Neger, was dem Älpler die Zither; es hat den näselnden Klang der Mandoline, nur tiefer und voller, und dient vielfach, nach Guitarrenart, zur Liedbegleitung. Indessen hat das Rag Time, das man in den Variétés und niederen Kneipen zu hören bekommt, noch ein gut Teil mehr von seiner Eigenart eingebüsst und ist ebenso wie die Negergesänge platter, maschinenmässiger und gemeiner geworden. So war die American Federation of Musicians nicht ganz im Unrechte, als sie vor einem Jahre dem Rag Time förmlich den Krieg er-

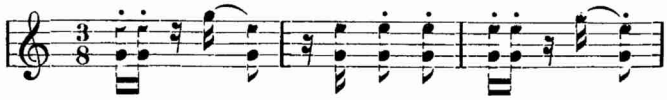
klärte. Wenn sie nur etwas Vernünftiges dagegenzusetzen vermöchte in diesem Lande, wo es eine heimwüchsige Musik höherer Art nicht giebt, wo ein paar schöne Volkslieder das ganze Besitztum bilden! Gegen die hiesigen Operetten und die Sousa-Märsche gehalten zeigt die Ragtime-Musik ungleich mehr Charakter.

Übrigens ist es keine Hexerei. Rag Time ist, wie der Name sagt, nicht etwa eine bestimmte Gattung von Kompositionen, sondern nur ein Rhythmus. Man kann jede Melodie in Rag Time setzen, indem man ihren Rhythmus zerfetzt. Es beruht zunächst auf dem Prinzip der Synkope. Ähnlich wie in der ungarischen Zigeunermusik — grossartigstes Beispiel das Allegro eroico in Liszts vierzehnter Rhapsodie — wird der Haupttaktteil gern mit einem Vorschlag oder vielmehr Nachschlag versehen. Wo es uns natürlich wäre, die Melodie zu einem Zweischritt so zu fassen:

heisst es im Rag Time:

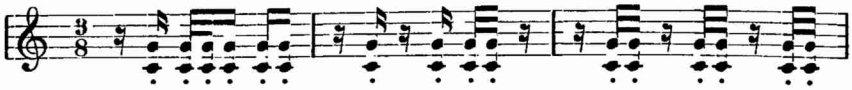
Damit begnügt sich nun aber der Neger nicht. Eine Taktform wie diese:

mag er etwa folgendermassen auflösen:



Zugleich aber kann seine linke Hand, oder irgend ein Kollege mit der Mandoline, so spielen:

ein dritter vielleicht obendrein noch so:



Zum Prinzip der Synkope kommt demnach noch ein zweites hinzu, und das ist die Willkür. Man sieht leicht, welche Unregelmässigkeiten in der Tonstärke die Kombination der eben angedeuteten rhythmischen Variationen ergeben muss. Solche kann auch ein einziger Spieler erzielen, indem er beliebig unter möglichster Vermeidung der Haupttaktteile

dazwischenhaut. Etwa wie die kleine Trommel in unsern Soldatenmärschen, nur nicht so brav eintönig. Es scheint mir ganz natürlich, dass die Nerven einer solchen Musik schwer widerstehen. Der Körper ist unwillkürlich versucht, den zu schwach betonten Haupttaktteilen das nötige Gegengewicht zu geben. Auch bei deutschen, ungarischen, norwegischen Märschen ist das der Fall, sowie bei Menuetten und Mazurkas und bei den Walzern unserer Wiener, besonders Franz Schuberts, der überhaupt eine eigene Vorliebe für die Synkope hat und im Dreivierteltakte fast ständig das zweite Viertel betont. Schubert ist denn auch derjenige Komponist, bei dem man direkt auf etwas Ragtimeähnliches stossen kann. Ich meine den zweiten Satz seiner Sonate op. 53 (Con moto). Die hier abwechselnd zur Geltung kommenden Achtel- und Sechzehntelsynkopen können, wenn man es fertig bringt, sie genügend ungraziös und gefühllos herunterzuspielen und zugleich das Zeitmass etwas beschleunigt, einen Hörer ebenso nervös machen wie das waschechte Rag Time.

Wie gesagt, Hexerei ist es nicht, obzwar der Europäer ein wirkliches Rag Time nie zuwege bringen wird. Jener Hinweis auf Schubert aber zeigt, dass der Fetzenrhythmus nicht mit Notwendigkeit unedel ist. Vielleicht wird auch dieser sehr niedrigen Gattung von Volksmusik einmal ein unverhoffter Prinz erscheinen, der sie, wie Liszt und Brahms die ungarische, ohne Umstände aus der Bretterbude in den Salon geleitet.